

(Nachdruck verboten.)

19]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

„Glauben Sie, Fräulein, daß ich auch etwas bekomme — ich meine so eine kleine Aufmunterung?“ fragte Dora und sah ihre Kollegin mit gespanntem Interesse an.

„Wahrscheinlich, Sie sind ja seit Oktober hier gewesen, vierzig, fünfzig Kronen werden wohl dabei herauskommen.“

„O, so viel Geld! Dann kann ich Weihnachtsgeschenke kaufen für alle daheim,“ jubelte Dora und spritzte eine Kaskade dreier, kleiner Tintenklere über das Löschpapier.

„Sie freuen sich zum Weihnachtsfest, höre ich. Ja, das that ich auch, als ich so alt war wie Sie, es sind elf Jahre seitdem, aber jetzt finde ich, daß das Ganze so etwas an die Kinderstube erinnert.“

„Haben Sie vielleicht Ihr Heim nicht in Stockholm?“

„Mein Heim! Ich habe kein Heim, sondern nur ein häßliches, ungemütliches Zimmer, das ich außerdem noch mit einer andren teile, in einem Pensionat, wo sie einem die Bissen in den Mund zählen und oft des Morgens einzuheizen ver-gessen. Aber natürlich bin ich während der Festzeit zu Verwandten eingeladen; es ist, als ob ein großes, verjöhnendes Glockenläuten die Leute während des Weihnachtsfestes zusammenriefe, und es heißt „Liebste“ hier und „Beste“ da, bis die Arbeitstage wiederkommen, die sind zu lang und ihrer zu viele, um so verändelt zu werden. Ich habe mir ein neues, elegantes Kleid angeschafft und mir ein selbstbewußtes Lächeln eingeübt, um nicht aus jeder freundlichen Handlung das Mitleid herausfühlen zu müssen. Und dann habe ich Geschenke eingekauft.“

„Aber, liebes Fräulein, es muß doch nett sein, zu Verwandten zu kommen. Wenn ich nur irgendwo eingeladen werde, bin ich schon glücklich.“

„Das kommt, weil Sie so jung sind und noch so wenig vom Leben verlangen. Uebrigens kommen Sie vielleicht nie dazu, die Sachen und Verhältnisse auf dieselbe Art anzusehen wie ich. Ich habe alles mit so harter Hand angefaßt, daß ich die hübsche Schale zerbrochen habe, sonst hätte ich in glücklicher Unkenntnis darüber gelebt, daß sie des Kernes entbehrte.“

Sie stützte den feingeformten Kopf in die Hand und starrte müde auf die kahle, graue Wand. Es lagen bittere, glühend heiße Thränen in diesem trostlos starren Ausdruck, doch kein einziger Tropfen fiel herab aus den dunklen Augen. Margit weinte so selten jetzt, denn man muß noch Lust haben zu kämpfen, wenn man über den Ohnmachtszustand, in den man geraten, weinen soll; später, wenn der Kampf vorüber oder in einen thatenlosen Gedankenkreis verwandelt ist, halten sich die Thränen in dem kranken Gemüt zurück. —

Es kam, wie Margit vorausgesagt, und strahlend vor Freude faltete Dora ihre kostbaren Scheine zusammen. Es war ja das erste eigne Geld, das sie gehabt, und es wuchs zu einem wahren Kapital heran, während sie ausrechnete, was sie alles dafür kaufen wollte. Voll beladen mit Paketen, warm und aufgeregt, lief sie die Treppen hinauf und läutete Sturm an dem trägen Glockenstrang.

Marie Luise, welche kam, um zu öffnen, sagte sogleich vorwurfsvoll:

„Liebe Dora, so zu klingeln! Vater ist krank geworden. Er hat sich gelegt und hat so starkes Fieber, daß ich glaube, es wäre das Beste, Du gingest, da Du noch angezogen bist, gleich zum Doktor.“

Dora ließ schnell ihre Zuckflappen auf den weiß gestrichenen, wackeligen Tisch fallen. Sie hatte sich so drollige Aufschriften dafür ausgedacht. Sie würde sie so fröhlich hineingeworfen haben und immer gleich wieder nach einer neuen gelaufen sein. Der Heiligabend hatte ihr während der beiden letzten Stunden so heil und glücklich vorgestanden. Sie hätte die ganze Welt umarmen mögen — und jetzt — bleich und erschrocken stand sie da in dem kalten, dunklen Flur, wo die Sorge so jäh und unbarmherzig einen Damm vor ihrer überströmenden Freude aufrißtete.

Marie Luise küßte ihr kleines, kaltes Gesicht und versuchte, ihrer Stimme einen festen und ruhigen Klang zu geben, als sie sagte:

„Sei nicht ängstlich, kleine Dora, Vater erholt sich vielleicht bald wieder. Aber geh' nun und komm' recht schnell zurück. Ich will Deine Pakete nicht öffnen, obgleich ich sehr neugierig bin.“

Doras Gesicht klärte sich wieder auf, und in ihren Augen glänzte es wie ein Sonnenstrahl.

„Laß Mutter auch nichts sehen,“ bat sie.

Der Arzt kam und erklärte, daß es Lungenentzündung sei, an und für sich nicht so schwer, aber der Kranke habe ja keine Kräfte, um dem Husten und dem Fieber zu widerstehen. Nach drei Tagen quälender Unruhe mußten sie alle, daß es mit dem gebrochenen Manne, der matt und nach Atem ringend, aber bei vollem Bewußtsein in der alten Bettstelle lag, bald zu Ende sein würde. Nils hatte an Günther telegraphiert, der jetzt auch in dem dunklen, dumpfen Krankenzimmer saß.

Ueber Frau Lejer war eine seltsame, zermalmende Ruhe gekommen. Sie saß ganz still und hielt ihres Mannes heiße, zuckende Hand in der ihren und schaute unablässig auf die abgekehrten Züge, die hohlen Augen und das dünne, grau gesprenkelte Haar.

„Gustav, lieber Gustav, Du darfst nicht von mir gehen,“ sagte sie klagend.

Er lächelte, wie er früher so oft gethan, über seine kleine einsältige Frau, doch die Zusätze von Bitterkeit und Ueberlegenheit, welche das Leben seinem Lächeln verliehen, waren daraus verschwunden, das tiefe, düstere Mitleid des Todesfriedens mit denen, welche den Kampf noch nicht beendet haben, prägte sich darin aus.

„Arme, kleine Lulu,“ — es war lange her, seit sie diesen Schmeichelnamen gehört — „wie wollt Ihr mich unter die Erde bekommen,“ jagte er mit trockener, gebrochener Stimme, „dreißig Jahre Geistesarbeit und doch kein Ende mit den Sorgen, die folgen mir in das Grab hinunter. Ich habe ja nichts, weder zum Begräbnis noch zum Sarg.“ Er lag eine Weile schweigend da, dann fuhr er fort; es war, als wendete er ein Blatt in dem vergilbten, abgenutzten Tagebuch, das er vielleicht in dieser Stunde müde durchblättert. „Günther, bist Du da?“ fragte er.

„Ja, Vater.“ Günther trat an das Bett.

„Höre, mein Junge, wenn irgend ein Verleger meine hinterlassenen Schriften haben will, so ordne sie erst, laß ihn nicht beides, Gold und Schlacke, bekommen, und es ist viel Schlacke dabei . . . O . . . so . . . viel Schlacke.“

„Ja, Vater, sei unbesorgt, er soll das Beste auswählen dürfen.“

„Nein, nein, nicht er . . . Du sollst es thun. Es erfordert Liebe, um zu verstehen, was . . . an . . . diesem . . . Leben . . . gewesen . . . ist.“

Der röchelnde, kurze Atem ließ seine Worte fast lautlos ersterben. Er ließ die Hand seiner Frau los und tappte unsicher mit der mageren, knöchigen Hand auf Decke und Laten umher. Es war die letzte unbestimmte Unruhe vor der Todesstille, die sich seiner bemächtigte. Noch war er bei den Seinen, noch suchte der verlöschende Blick einen Haltpunkt an den gewohnten Gegenständen, und das Rad des Denkens drehte sich lahm um die gebrochene Achse.

Es war kein stolzer Dichteradler, der königlich seine Schwingen ausbreitete, um den fernen, seligen, blauen Höhen zuzuschweben, es war ein von Not und Armut abgekehrter, häßlicher und vernichteter Leib, der müde und verbraucht zu Boden sank. Es wird so still, wenn der Tod kommen soll, es ist als fürchte das kräftig pulsierende Leben seinen bleichen Bruder zu stören; sogar die Thränen werden zurückgehalten in der Sekunde, da ein Paar geliebter Augen sich zur ewigen Ruhe schlief.

Gustav Lejer hob die Hand, als wollte er Frau und Kinder zu sich rufen. Mit äußerster Anstrengung sagte er:

„Ich wünschte, daß ich ein gutes Tagewerk hinter mir hätte, aber es sind nur Trümmer geworden — verzeiht!“

Eine verbräunte, zu Boden getretene Menschenseele war hinweggeeeift. Ein schwerer, lebloser Kopf sank in die Kissen, und die kleine Frau Luise war allein. Ihr Körper wurde

von Fieberchauern geschüttelt, wie sie so schlaff und willenlos auf dem Stuhl neben dem Totenbette saß. Die Hände lagen gefaltet im Schoß, und der Kopf sank tief herab. Ein schwacher, unartikulierter Laut kam dann und wann über ihre Rippen, als jedoch Marie Luise ihr liebevoll die Wange streichelte und ihre gefurchte Stirn küßte, brach sie in Thränen aus und klammerte sich hilflos an die Tochter.

Dora stand und schaute in das starre, kalte Antlitz des Vaters. Sie war dem Tode nie so nahe gewesen, aber sie fand nicht, daß er etwas Abschreckendes hätte. Mit tiefer, unbewußter Ehrfurcht betrachtete sie diese milden, unbeweglichen Züge, die großen, geschlossenen Augenlider. Wie waren nicht alle diese Furchen und verunstaltenden Striche mit einem Male wie mit einem von Meisterhand geführten Meißel ausgelöscht! Sie wußte selbst nicht, was für ein Gefühl sich eigentlich in ihr regte, als sie sich plötzlich über den Toten neigte und leise sagte:

„Lieber, lieber Vater!“

Mit einem Male fiel ihr ein, daß er kein besonderes Abschiedswort für irgend jemand von ihnen, keinen Gruß für Ewen gehabt hatte. Er war von ihnen gegliitten wie ein armer, grauer Schatten, der zu unwirklich war, um festgehalten werden zu können. Sie hörte der Mutter und Schwester Schluchzen und sah unbewußt vorwurfsvoll zu ihnen hinüber. Eine kindliche Furcht, daß sie den Toten mit ihrer Trauer stören könnten, ergriff sie, doch bald vermochte auch sie nicht mehr ihre Thränen zurückzuhalten.

Günther dagegen blieb ruhig, er stand in Gedanken versunken am Fenster. Vom hoffnungsvollen Sohne war er plötzlich die männliche Stütze, der Halt für Mutter und Schwestern geworden. Es war eine herrliche Frist gewesen auf dem Schönenjachen Gut, doch zum Frühling waren seine Pflichten dort beendet, und nachher mußte er wohl seine Studien abbrechen und an etwas Praktisches denken. Es zuckte von verhaltenem Schmerz in seinem energischen Gesicht. Die Studien machten seine größte Freude aus, besaßen sein wärmstes Interesse; trotz seiner zweiundzwanzig Jahre fühlte er kein Verlangen, den Freundeskreis der Jugend zu leeren.

X.

Dora und Margit Erling wurden im Laufe des Winters ganz intime Freundinnen. Als Dora nach dem Tode des Vaters bleich und verweint in das Comptoir trat, schloß Margit sie herzlich in die Arme und sagte bewegt:

„Arme Kleine; ich war ungefähr in Ihrem Alter, als ich meinen Vater verlor, er war meine letzte Stütze gewesen, nachher war ich entsetzlich einsam. Ich verstehe so gut, was Sie fühlen müssen. Haben Sie viel von Ihrem Vater gehalten?“

„Ja,“ antwortete Dora leise, wie zögernd. Sie meinte jetzt, wenn sie an die vergangenen Jahre zurückdachte, daß der Vater eigentlich immer wie ein Fremder zu ihnen gestanden hatte. Still und verschlossen war er neben ihnen hergegangen, hatte nie recht an ihren Interessen teilgenommen und ebensowenig von seinen eigenen gesprochen; von ihrer Kindheit her jedoch erinnerte sie sich, wie er sie auf sein Knie gesetzt und mit weichen Händen geliebkost, wie er sie getröstet, wenn sie geweint und ihr in der Dämmerstunde hübsche Märchen erzählt hatte.

Als Margit und Dora so bekannt miteinander geworden waren, daß sie sich Du nannten, kam es recht häufig vor, daß Dora den langen Abend bei der einzigen Freundin, die sie besaß, verplauderte. Sie hatte ihre ganze Lebensgeschichte erzählt und dabei weder die Baronin Uffköld noch Kandidat Becker vergessen. Dann war sie zu ihren Zukunftssträumen übergegangen. Diese, reich und glänzend an Farbe wie an Form, hatten etwas noch nie Dagewesenes und Phantastisches an sich, wie Margit lächelnd behauptete.

Dora liebte es, bei solchen Herzensergüssen mit dem Stuhle zu wippen oder sich auf den Tisch zu setzen, ihr liebster Platz jedoch war der Fußboden. Sie streckte sich der Länge nach auf dem geblühten Teppichklappen aus und schaute unverwandt zur Decke empor, wo eine bescheidene, hellgrüne Ampel ihr mattes Licht leuchtend ließ.

Margit saß dabei in halbbliegender Stellung auf dem häßlichen, aber bequemen Sofa, keine von ihnen hatte das Bedürfnis, Handarbeit zu machen; sie hatten so viele in ihnen gärende Gedanken, die sie während der meistens stark in Anspruch genommenen Comptoirstunden zurückhalten mußten, miteinander auszutauschen, daß sie keiner Näh- oder Häkelarbeit als Unterhaltungsmittel bedurften.

Einmal sagte Dora ganz unvermittelt:

„Margit, Du hast bestimmt irgend ein Erlebnis von Bedeutung gehabt, das hört man Dir an.“

„Du meinst so etwas wie eine Romanliebe? Nein, leider kann ich Deine Erfahrung nicht mit etwas in dies Fach Schlagendem bereichern.“

„Aber doch hast Du etwas erlebt! Du bekommst zuweilen solchen finsternen, grübelnden Ausdruck, und dann kommt mir immer der Gedanke, daß Du auf eine Zeit zurückblickst, da Du sehr glücklich oder sehr unglücklich warst.“

Dora blickte erwartungsvoll zu Margit auf; sie hatte sich auf den Ellbogen gestützt, und die großen, glänzenden Augen standen voller Fragen.

„Liebe Dora, das Leben würde nicht so arm sein, wenn wir alle etwas erleben dürften,“ sagte Margit leidenschaftlich, „das gerade ist es, daß nichts von Bedeutung für uns eintritt, daß wir unsre besten Kräfte in einer Sehnsucht ohne Ziel abnuhen müssen. Und wenn diese Sehnsucht ein Ziel bekommt, ja, es nützt ja nichts, es zu verbergen, wir Frauen haben nur ein wirklich intensives Gefühl, und das ist die Liebe. Sie macht uns gut oder schlecht, stark oder schwach. Natürlich verdrocknet, verwelkt sie bei einem Teil geistig bleichsüchtiger Frauen, wenn die Natur ihnen verjagt, dieselbe zu entwickeln, oder sie werden zu guten, wunderlichen Tanten verwandelt, doch für die physisch und moralisch Warmblütigen ist es schlimmer. Ich war nicht mehr so jung, als ich, wie Du es nennst, „glücklich“ wurde, ich nenne es nicht so. Vielleicht hatte ich einige Flammen vorher gehabt, das erinnere ich wirklich nicht, jedenfalls glaubte ich auch diesmal nicht eher im Ernst daran, als bis es zu spät war; da erst erfuhr ich, daß er die Kunst, mich lieben zu lehren, so voll und ganz verstand, daß ich vor Verzweiflung darüber, meinen Durst nach Gegenliebe nicht löschen zu können, meinte, erstickt zu müssen.“

(A rtfetzung folgt.)

Klein's feuilleton.

wi. Tennis. Ueber den weiten, grauen Platz segt im Winter ein eisiger Wind. Auf spiegelglatter Fläche lauft das Leben dahin. Wenn aber die Sommerjonne lacht und zwischen dem Sand zaghaft ein paar grüne Palme spritzen, dann zeigt er ein andres Gesicht.

An verschiedenen Stellen sind lange, weiße Holzleisten in die Erde gelegt, sie bilden regelmäßige, längliche Vierecke. Quer über die Mitte der Längsseiten zieht sich das Netz.

Darüber hin fliegen Tag für Tag die Bälle, stundenlang. Draußen auf der Straße drängt die Arbeit vorbei. Gebeugte Rücken, müde Schritte, sorgenvolle Mienen; der Fabriksaal wartet.

Die Spieler nehmen ihre Plätze ein.

Der Mittag kommt, die Scharen fluten zurück. Die Spieler haben mit der Sonne die Plätze gewechselt. Einige sind gegangen, einige spielen noch, einige sehen zu.

Wenn eine Partie gut durchgespielt ist, oder wenn ein Ball besonders gut zurückgegeben wurde, klatschen sie Beifall.

Schmale Mädchensilbe hüpfen und springen in den leichten Sportschuhen über den geebneten Grund. Schnige Arme voller Jugendkraft handhaben geschickt den Schläger.

Scherzworte fliegen hin und her, das Lachen liegt auf allen Gesichtern und klingt laut hinaus wie ein Lied von Uebermut und Freude.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Doktor, drei Bälle haben Sie schon verfehlt, wenn Sie jetzt nicht aufpassen . . .“

„. . . Wau, da fliegt er hin . . . Glänzend geschlagen!“

Ein schlantes Mädel mit schelmisch bligenden Augen verneigt sich spöttlich vor einem jungen Mann, der über seinem hohen Kragen ein schmerzliches Lächeln zeigt.

„Gnädigste haben vollkommen recht, mich auszulachen. Bin aber heute auch absolut nicht disponiert. Wissen ja, gestern der Ball bei Schnorrenborfs, vor zwei Tagen die Wohlthätigkeitsvorstellung, das ist des Guten etwas zu viel. Und nun soll man heute noch hier spielen! Wissen Sie, es fällt einem wirklich schwer. Wenn man nicht das Bewußtsein hätte, seinen Freunden einen Gefallen zu erweisen, würde man das gar nicht aushalten. So was muß man ja schon beinahe Arbeit nennen. . . . Nun aber weiter; Achtung . . . hopp . . . aha . . . Bravo, den habe ich schon gut!“

Weiter fliegen die Bälle. Bald neigt sich der Erfolg auf die eine Seite, bald auf die andre. Im Eifer des Spiels werden die Schläge immer kräftiger. Wenn ein Ball mit voller Wucht das Feld des Gegners trifft, ohne daß er aufgehalten werden kann, fliegt er weit hinein in das Gras, in die Hecke dort hinten, über das Gitter auf den Platz einer fremden Partei, über den Zaun auf die Straße.

Zwölf Stück sind im Spiel. Der Balljunge leucht. Ein kleiner Kerl von zwölf Jahren. Sein Gesicht ist schmal, die Brust flach. Man sieht es ihm an, daß Manael an acnuaender Nahrung sein

Wachstum beeinträchtigt hat. Und seine Augen starren mit jenem Ausdruck in die Welt, den wir an Menschen finden, denen das heute gleichgültig, das morgen verhaßt ist. Die schulfreien Nachmittage benützt er, um seinen Eltern Geld verdienen zu helfen.

Sie haben ihm eine rote Mütze aufgesetzt und eine farbige Bluse angezogen. So springt er alle die Stunden wie ein Farbenfleck hinter den kleinen, weißen Gummifingeln her über das Gras, kriecht unter dem Gitter hinweg, klettert über den Zaun. Der Schweiß tropft ihm über die blaffen Wangen, seine müden Beine bewegen sich nur noch stolpernd vorwärts im mechanischen Trab.

Wenn er einige Bälle gefunden hat, wirft er sie den Spielern zu, immer bemüht, daß ihm nicht erst der langgezogene Ruf „Bälle“ sagen muß, daß dem Kuser die Munition ausgegangen ist.

Aber die Spieler wechseln ab, kommen immer wieder mit frischen Kräften zum Schlag, während für ihn nur ganz kurze Pausen abfallen.

„Bälle . . . Junge, pass' doch ein bißchen besser auf,“ ermahnt der Doktor mit blasierter Stimme. Und zu seiner Partnerin gewendet: „Ich beobachte den Kerl schon seit einiger Zeit; gar kein Leben, oller Thranfriske, müssen nächstens doch mal einen andern nehmen. . . Na, wie viel Spiele haben wir denn schon? Fünf zu fünf, so, dann sind wir ja so wie so bald zu Ende.“

Noch ein kurzes Hin- und Widerpiel, dann allgemeiner Aufbruch.

„Holla, Junge, Bälle zählen!“

Der sucht noch immer zwischen dem Unkraut.

„Was murkst Du da noch so ewig; wie viel Bälle hast Du denn?“

„Elf!“

„Na, ich sage ja,“ hallt es im Chor, „wieder eine Mark zum Teufel! Bitte, meine Herrschaften, helfen Sie doch etwas suchen!“

Unter Schelten auf den „dummen Jungen“ zerstreut sich die Gesellschaft über den Platz. Vergebene Mühe. Jedenfalls ist der Ball auf die Straße gefallen und hat dort schnell einen Liebhaber gefunden.

Resigniert giebt man das Suchen auf.

„Das hat man davon, wenn man sich einen solchen Dummkopf ansucht,“ schnauzt der schneidige Herr Doktor. „Mensch, Junge, wozu bist Du denn eigentlich hier; doch nicht, um mit offenen Augen zu schlafen!“

Der Gescholtene schweigt. Man begiebt sich nach dem Ausgang; der Junge trottet hinterher. Keiner kümmert sich mehr um ihn. Da wendet er sich schließlich an den Wortführer mit einer leisen Bitte. Der fährt ärgerlich herum.

„Ach so, Geld willst Du auch noch? Eigentlich hast Du gar nichts verdient! Wieviel Stunden waren es denn? . . . Sechs im ganzen. . . hm, was? na ja, sonst immer zwanzig die Stunde, aber heute, weil Du so bummelig gewesen bist — da . . . eine Mark. Sei zufrieden, sonst darfst Du überhaupt nicht mehr auf den Platz.“

Er läßt den Burschen stehen und eilt den andren nach.

Der Junge steht noch lange stumm, dann geht auch er langsam. Ueber die schmale Wange rollt eine Thräne. —

1. Dem Lyriker Richard Dehmel war die zweite Künstler-Vereinigung der Freien Volksbühne gewidmet. Dehmel trug selbst einige Gedichte vor; andre, komponiert von Richard Strauß und von Conrad Ansforg, sang Georg Walter. Conrad Ansforg begleitete den Sänger am Klavier. Die gesungenen Lieder waren geschickt ausgewählt; sie gaben ein gutes Bild von der Vielseitigkeit des Dichters, zeigten ihn als Stimmungsmaler („Auf See“), als Crostler („Gieb mir“), als Mystiker („Geheimnis“), als Kinderlieder-Dichter („Wiegenliedchen“) und als socialen Lyriker („Der Arbeitsmann“). Am ergreifendsten padte das gewaltige Sturmlied „Lied an meinen Sohn“.

Richard Dehmel ist nicht der beste Interpret seiner Dichtungen, ich habe sie oftmals besser und wirkungsvoller vortragen gehört. Der große, hagere Mann mit den schwarzen, in die Stirn fallenden Locken, dem dunklen Wollbart und den beiden tiefen Linien um die Nasenflügel, die das Gesicht so streng und ernst machen, fand wohl Beifall, riß aber seine Hörer nicht mit fort. Die Schuld daran trug die Auswahl der recitierten Gedichte. Die lange Kinderdichtung „Der kleine Held“ (ungebrudt) ermüdete. Es wird darin erzählt, was alles ein armer Junge gern werden möchte: Zimmermann, Dachdecker, Schmied, Seefahrer, Kunstreiter, Dichter usw. Jede Strophe schließt mit dem Refrain „Ein kleiner Held“. Auch eine Romanze aus dem Epos „Zwei Menschen“ blieb wirkungslos, ebenso das Gedicht „Jesus der Künstler“. Eine Dichtung von hoher Schönheit und prächtigen Bildern war „Eines Tages“. Das „Erntelied“ mit der wiederkehrenden Schlusszeile „Mahle Mühle, mahle“ und „Der Arbeitsmann“ brachten den meisten und aufrichtigsten Beifall. Auch das feine Stimmungsbild „Die stille Stadt“ gefiel. Ein noch ungebrudtes Gedicht „Heilige Nacht“, in dem jeder vom Weibe geborene als Gottessohn gepriesen wird, wurde ebenso freundlich aufgenommen wie die Extragabe, die der vom Applaus hervorgerufene Dichter zum Schlusse noch spendete. —

Theater.

Freie Volksbühne (Metropol-Theater): „Der Widerspenstigen Zähmung“. Lustspiel in vier Akten und einem Vorspiel von William Shakespeare. — Es war gut, dies

tolle Raunenpiel Shakespeares, entgegen der allerdings von den Schauspielern älteren Stils bevorzugten Deinhardtsteinschen Verballhornisierung, in seiner Originalfassung zu geben. Die Bedachtnahme auf eine durch Pausen, Orts- und Szenenwechsel möglichst wenig unterbrochene Handlung kommt der Einheitslichkeit und Geschlossenheit des Kampens trefflich zu staten. Manches freilich, wie etwa der Kampenaufbau bei dem Auftritt des Pefredes, hat den Raumverhältnissen der Bühne des Metropol-Theaters angepaßt werden müssen. Die Aufführung kann im großen und ganzen eine recht glückliche genannt werden. Das Hauptinteresse ist natürlich auf Petruchio und Katharina gerichtet. Bei Edward v. Winterstein weiß der Zuschauer immer gleich, woran er ist. Dieser Künstler legt die Charaktere, die er darstellen soll, sofort fest und sicher in ihr Milieu. Man konnte also an seinem Petruchio fröhlichen Spaß haben, obwohl recht sehr zu wünschen gewesen wäre, daß er dessen Raubheiniigkeit weniger laut und bedrohlich unterstrichen, dagegen mehr auch die zarteren Töne des wirklich Liebenden hervorgekehrt hätte. Von dieser Seite seines Wesens ließ er allerdings zum Schlusse das Nüchtige sehen. Adele Hartwig als Katharina war in deren Widerspenstigkeit und Zähmung überzeugend, man vermiedte jedoch eine durchweg einheitliche Wiedergabe. Die Verse der übrigens einige Striche tragenden, an ihre Schwester Bianca gerichteten Wohlverhaltensrede sprach sie doch etwas zu sehr im Deklamationsstil. Stefanie Kriß (Bianca), die sonst frischquellende Munterkeit zu entwickeln weiß, war ziemlich matt und farblos und „wienerte“ dazu zeitweilig mehr, als unauffällig gewesen wäre. Theodor Weil gab den alten reichen Baptista. Mäße und Auftreten ließen eher einen andren vermuten, als den Paduaner Edelmann. Anzuerkennen ist Weils Bestreben nach klarer verständlicher Sprechweise; nur sollte es nicht mit allzuviel Aufwand von Lungentraft geschehen. Jedemfalls hätte diesem Darsteller die Rolle des Gremio weit günstiger gelegen, die übrigens durch Theodor Henjer eine erheitende Wiedergabe erfuhr. Wohl das beste mit waren die beiden Diener Tranio und Grumio. Die Pffiffigkeit des ersteren verstand Friß Kleinfte mit Hebaleressem Anstand, die Verbtheit des letzteren Heinz Gordon mit der seines Herrn Petruchio in korrespondierende Beziehung zu setzen. Endlich brachte Hugo Hummel die Bezechttheit des Kesselfliders Christoph Schlaue köstlich echt heraus. Die übrigen Vertreter der Episodenrollen, sowie das Ensemble fügten sich ohne Störung ins Ganze. Daß die Aufführung ungebundene Lustspiellame im Zuschauerraum erweckte, wen nimmst bei Shakespeares Wunder! Störend wurde indessen der um mehr als eine Viertelstunde verzögerte Anfang der Vorstellung empfunden. — e. k.

Völkerkunde.

k. Frauenkauf. Eine Frau zu kaufen, ist auch heute noch eines der gewöhnlichen Geschäfte in vielen Teilen der Welt. Bei den Völkern, bei denen diese Sitte in Übung steht, hat sich in der Regel eine ganz bestimmte, außerordentlich verschiedene Tare für den Preis einer Ehefrau herausgebildet. Der englische Ethnologe Dr. Westermarck bringt in seinem Werke „The History of Human Marriage“ eine Fülle merkwürdigen Materials für diese Erscheinung bei. Ein solcher Kauf ist nicht notwendig ein bloßes Handelsgeschäft; ein Gefühl der Liebe mag in vielen Fällen die Wahl des Bewerbers bestimmen. Es ist jedoch zu beobachten, daß es überall da, wo dieser Brauch vorherrscht, für unpassend gilt, wenn Eltern ihre Kinder ohne Preis verheiraten. Dieses Gefühl ist besonders ausgeprägt bei den Indianern in Kolumbia, und bei einzelnen kalifornischen Stämmen nehmen die Kinder einer Frau, für die kein Geld bezahlt wurde, nicht dieselbe Stelle wie die andren Kinder ein, sogar die ganze Familie wird gering geschätzt. Der alte hebräische Brauch, ein Mädchen dadurch zur Heirat zu erhalten, daß für den Vater gewisse festgesetzte Dienste geleistet werden, ist nach Dr. Westermarck bei den uncivilisierten Rassen Amerikas, Afrikas und des indischen Archipels weit verbreitet. Wenn der Gatte manchmal nicht den vollen Preis zahlen kann, lebt er als Arbeiter in der Familie seiner Frau, bis er in Arbeit den Rest der vereinbarten Summe bezahlt hat. Der Preis der Frauen hängt von den allgemeinen Verhältnissen des Stammes, von dem Reichtum des Freiers, von dem Rang und den Eigenschaften des Mädchens und von andren Dingen ab. In Britisch-Kolumbien und auf den Vancouver-Inseln beträgt der Wert der für die Braut gegebenen Waren 400—800 M. In Nord- und Südamerika sind oft Pferde und in Afrika Rindvieh Tauschgegenstände. Kaffernbräute bringen fünf bis zwanzig oder dreißig Kühe. Die Damaras sind „ein so armes Volk, daß sie oft froh sind, eine Kuh für eine Tochter zu bekommen“; die Bongo-Neger nehmen eine Ziege; bei den Mangoni gelten zwei Vockfelle als ein schöner Preis; in Uganda „drei oder vier Ochsen, sechs Rahnabehn oder eine kleine Schachiel Zündhütchen“; bei den Samojeeden oder Ostjaken eine gewisse Anzahl Rentiere; in der Tartarei einige Pferde, Ochsen, Schafe oder mehre Pfunde Butter; bei den indischen Sissans „zwei Körbe Reis und eine Ruyie in bar“; in Timor-Laut Gesantenzähne; bei den Bewohnern der Fidjisch-Inseln „ein Baltschjahn oder eine Fintute“; auf den Karolinen „Obst, Fische und ähnliche Dinge“; auf Samoa Kanoes, Schweine und ausländisches Eigentum jeder Art, das ihnen in die Hände fällt. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Heirat durch Kauf jemals allgemeiner Brauch der Menschheit war; heute giebt es verschiedene uncivilisierte Völker, die ihre Frauen nicht kaufen. Geschenke können gegeben werden, aber der Gedanke

des Kaufes wird zurückgewiesen. Das ist der Fall bei den Kinós von Jesso, bei einem der Stämme auf Alaska, bei den kalifornischen Wintun, bei mehreren afrikanischen Gemeinschaften, bei den Beddabs, in großer Nähe bei den Hawaitanern, auf der Kingsmill-Gruppe und anderswo. Sicherlich hat jedoch die Mehrzahl der wilden Völker nichts gegen den Kauf von Frauen einzuwenden. Oft bestehen der Frauenkauf und der Frauenraub, der im allgemeinen als die frühere Stufe in der Entwicklung anzusehen ist, noch gleichzeitig nebeneinander; dann folgt in der Regel auf den Raub der Frau der Kauf, wie allgemein Tausch auf Raub folgte. Der jüngere Charakter der Heirat durch Kauf erhellt deutlich aus der Thatsache, daß Heirat durch Raub sehr häufig symbolisch noch dort vorkommt, wo es sich in Wirklichkeit um Heirat durch Kauf handelt. Und in dem Maße, wie die Frau in der Achtung des andren Geschlechts wächst, wie ihr Stand an Ehre und Würde gewinnt, hört sie allmählich auf, als bloßer Tauschgegenstand angesehen zu werden, und die Kaufsumme wird durch die Mitgift oder den Heiratsanteil ersetzt. —

Naturwissenschaftliches.

— Der Kreislauf der Hefen. Im „Centralblatt für Bakteriologie“ berichtet der dänische Hefeforscher Emil Christ. Hansen über: „Neue Untersuchungen über den Kreislauf der Hefenarten in der Natur.“ Bereits im Jahre 1881 hatte er nämlich von einem kleinen Alkoholhefepilz, dem *Saccharomyces apiculatus*, nachgewiesen, daß er im Erdboden überwintert, während als sein normaler Entwicklungsstadium der Saft reifer (und zwar süßer) Früchte zu ist betrachtet. Von hier tritt dieser Pilz einen Kreislauf an, sei es, daß er vom Regen auf die Erde oder auf andre niedere Früchte (Erdbeeren usw.) gewaschen wird, sei es, daß ihn Insekten (Wespen!) oder Vögel forttransportieren. Gelangt er auf die Erde, so ist er nicht im Stande, sie von selbst wieder zu verlassen; wohl aber kann er wie andre niedere Organismen vom Winde mit dem Staub aufgewirbelt werden. Kommt er auf irgend eine Weise an einen Ort, wo er Nahrung findet, so beginnt sofort eine lebhaftere Sproßbildung; wenn nicht, so verkümmert er und geht bald zu Grunde. Im Laufe des Sommers kann sich dieser Aufsichtswechsel mehrmals wiederholen, so daß der Pilz bald von den Früchten in die Erde, bald wieder von hier zu jenen zurückwandert. Jedenfalls aber ist die Erde sein normaler Winteraufenthalt.

Obgleich nur dieser Hefepilz seinen Gattungsnamen *Saccharomyces* eigentlich zu Unrecht führt — man hat bis jetzt keine Sporenbildung bei ihm nachweisen können — so vermutete Hansen doch, daß bei den eigentlichen *Saccharomyces*-Arten ein gleicher Kreislauf stattfindet, und daß die Erde auch deren normaler Aufenthalt für den Winter sei. Dieser Vermutung traten indessen andre Forscher wie Pasteur, Brefeld, Verlesee entgegen, welche keine derartige allgemeine Erdüberwinterung gelten lassen wollten. Vielmehr sollte beispielsweise die Weinhefe im tierischen Darmkanal, insonderheit dem der Insekten, im Mist pflanzenfressender Tiere oder dergleichen überwintern. Nach langwierigen Untersuchungen ist es nun Hansen gelungen, die Richtigkeit seiner Annahme außer Frage zu stellen. Diese Versuche, die zum Teil in Dänemark, zum Teil im Auslande, im Flachland und im Gebirge angestellt wurden, waren deshalb besonders schwierig, weil es keinen echten Hefepilz giebt, dessen morphologische oder sonstige Eigenschaften eine Erkennung nur mit Hilfe des Mikroskops ermöglichen, wie das bei *S. apiculatus* infolge seiner Citronengestalt der Fall ist. Vielmehr mußte, nachdem man vergeblich nach einem solchen Hefepilz gesucht bez. auf seine Entdeckung von anderer Seite gewartet hatte, die Identität jedesmal durch umständliche Züchtungsmethoden festgestellt werden. Zunächst wies nun Hansen nach, daß die eigentlichen *Saccharomyces*-Arten sich nicht nur von einer Fruchtperiode bis zur andern, also während ungefähr eines Jahres, sondern sogar über drei Jahre hindurch lebend in der Erde erhalten können. Damit war freilich noch nicht gesagt, daß nun die Erde wirklich ihr Winteraufenthalt sein mußte, um so mehr als auch die zunächst angestellten Untersuchungen hierüber noch keinen endgültigen Aufschluß gaben. Während nämlich *S. apiculatus* in größerer Entfernung von den Obstbäumen und Sträuchern nicht mehr auftrat, waren die gewöhnlichen Hefepilze auch hier noch zahlreich im Erdboden vorhanden, und erst als eine sehr große Anzahl derartiger Bodenproben entnommen und untersucht wurden, zeigte es sich, daß mit der Entfernung von den Gärten auch der Gehalt des Erdbodens an Hefezellen abnahm.

Positiv bewiesen wurde aber die Annahme Hansens von dem Kreislauf und der Erdüberwinterung der Hefen erst durch andre Thatsachen. Das waren einmal die Ergebnisse seiner Untersuchungen im Gebirge bezw. in Norditalien. Im Harz und in den Alpen nämlich, wo an Fuße der Berge reichliche Anlagen von Obstgärten vorhanden sind, wurden natürlich zahlreiche Hefepilze angetroffen; mehr nach der Höhe zu nahm aber mit dieser Vegetation auch die Häufigkeit derselben ab und schließlich verschwanden sie gänzlich. Ferner zeigte sich, daß sogar in Norditalien, also in einem Klima, das bedeutend wärmer als das unsre ist, sowohl die eigentlichen Hefe-Arten, wie *S. apiculatus*, den Winter in der Erde zu bringen, was früher lebhaft bestritten wurde. Den schlüssigsten Beweis für seine Behauptung fand Hansen aber schließlich darin, daß sie alle miteinander im Winter fast ausschließlich in der Erde

angetroffen werden, und ein Vorkommen anderswo zu den Ausnahmen gehört, während sie sich im Sommer bekanntlich — eben infolge des festgestellten Kreislaufes — gleichmäßig innerhalb und oberhalb des Erdbodens verteilen. Hiermit sind die Grundlinien dieses Kreislaufes gegeben; sie werden bestimmt durch die Brut- und Ueberwinterungsstätten als Wendepunkte und die zwischen diesen vorhandenen Transportmittel und Wege. —

(„Die Umschau.“)

Technisches.

— Mitte dieses Monats wurde in Budapest die neuerbaute Elisabeth- Kettenbrücke, die mit ihrer Spannweite von 290 Meter die größte Kettenbrücke Europas mit einer Oeffnung darstellt, dem Verkehr übergeben. Ihre Längenabmessung von Brückenkopf zu Brückenkopf beträgt 374 Meter, wozu noch die Entfernung von der Verankerung zu den nahe dem Ufer gelegenen, aus Eisen konstruierten, 52 Meter hohen Pfeilern im Ausmaße von 45,7 Meter kommt. Ueber die horizontal liegenden kolossalen Böden, die in diesen befestigt sind, laufen zwei übereinanderhängende Ketten mit je 7 1/2 Meter langen Gliedern, aus 21 Platten zusammengesetzt. Zwei gewaltige Gitterwerke ziehen als Versteifungsbalken parallel mit der Brückenbahn unter den Ketten durch und sind mit diesen durch Zugstangen verbunden. Die Verkehrswege sind in gewöhnlicher Weise angeordnet, indem zwischen den beiden Trottoirs für Fußgänger die breite Fahrbahn läuft. Ein bereits weit überschrittenes Kostenpräliminare von elf Millionen Kronen war für die Brücke bewilligt, zu der 110 000 Metercentner Eisen verbraucht wurden, wovon allein 44 000 auf die Ketten entfallen. —

Humoristisches.

— In einem hin. Bäuerin (zu ihrem Sohn): „Du, Sepp, hast do scho amol auf'n Viehmarkt fahst, kunnst da bei dera Gelegenheit glei um a Hochzeiterin schaug'n.“ —

— Erkennt. Die Frau Gemahlin des Herrn Landgerichtsrat R. beschwert sich bei ihrem Mann, daß die Frau Landgerichtsrat R. sie nicht in der dem jüngeren Dienstalter ihres Mannes entsprechenden zuvorkommenden Weise grüße, und veranlaßt ihren Mann, durch einen Brief den Herrn Landgerichtsrat R. aufzufordern, auf seine Frau in entsprechender Weise einzuwirken. Herr Landgerichtsrat R. beantwortet das Schreiben in folgender Weise: „Mir leider unmöglich. Stehe auch unter dem Pantoffel.“ —

— Die Kirchweihgans. „Do schaug'n S', Frau Rachbarin, was sag'n S' dem dazua?“

„Jessas, is dös a Trumm! Was loft' denn dö?“

„Ja, dös woach i noch nöt, dös kummt erscht raus, bal der Schorscht d' Verhandlung hat.“ —

(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— In der Sonzogno'schen Opern-Preiskonkurrenz wurden, wie aus Mailand geschrieben wird, folgende drei Werke als preiswürdig ausgewählt: „La Cabrera“ von Dupont-Paris, „Il Domino azzuro“ von Da Venezia-Turin und „Mamel Menendes“ von Filiasi-Neapel. Die Aufführung dieser Werke findet im nächsten Jahres im Teatro lirico zu Mailand statt, worauf die Zuertheilung des Preises (50 000 Lire) erfolgen wird. —

— Unter dem Namen „Norddeutsche Werkstatt“ hat sich eine Anzahl Berliner Figurenmaler und Bildhauer zu einer Gruppe vereinigt. Es gehören ihr an: Bernerwig, v. Brandis, Elke, Gschle, Rabian, Genzmer, Ernst Hausmann, Klein-Chevalier, Krostewitz, Müller-Münster, Paszka, Stard, Stassen, Zehme, Karl Ziegler. Ihre erste Ausstellung wird am 1. November d. J. im Künstlerhaus eröffnet. —

— Der merkwürdige, aus erstarrter Lava gebildete Kegel (cône), der aus dem Krater des Mont Pelé hervorgewachsen ist und zu wachsen fortfährt, ist keine vereinzelte dastehende Erscheinung. Eine kürzlich in der Londoner „Nature“ erschienene Abbildung dieses seltsamen Naturgebildes, die nach einer photographischen Aufnahme von Professor Angelo Heilprin hergestellt war, hat in Richard Strachey die Erinnerung an ähnliche Säulen wachgerufen, die an den sogenannten Trappfelsen des Dekkan (Vorderindien), alten vulkanischen Gesteinsbildungen, nicht selten sind. Er giebt in der letzten Nummer der „Nature“ eine Zeichnung wieder, die er im Jahre 1839 von einem Bergkegel mit einer solchen Lava-Säule an der Spitze gemacht hatte, daß ihre Ähnlichkeit mit dem „cône“ des Mont Pelé sehr auffallend ist. Die Zeit, in der jene vulkanischen Bildungen Indiens entstanden, liegt freilich weit zurück; sie gehören der älteren Tertiärzeit an. —

— Eine Sammlung altägyptischer Bauernbriefe ist kürzlich nach Florenz gekommen und wird in kurzem veröffentlicht werden. Schreiber sind Heronios, Alkpios und Genossen, die im dritten Jahrhundert n. Chr. lebten. Die griechisch geschriebenen, meist vollständig erhaltenen Stücke werfen viel neues Licht auf die ägyptische Landwirtschaft und bilden eine Fortsetzung des Briefwechsels des römischen Großgrundbesizers Lucius Velleius Gemellus, der etwa ums Jahr 100 n. Chr. lebte und dessen Briefe sich seit wenigen Jahren in England befinden. —